

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 133.

Dienstag, 16. Mai

1933.

Der Vetter aus Amerika

Kriminalroman von Hanns Jomac

Copyright by Martin Feuchtwanger Halle (Saale).

„Wir müssen unbedingt etwas mehr für unseren Garten tun,“ sagte Peter Kien zu seinem Bruder Alexander. „Hier sieht es aus wie in einer Räuberhöhle, aber nicht wie in dem Besitztum von zwei anständigen Menschen. Ich habe längst bemerkt, daß unsere Nachbarn mißbilligende Blicke über unseren Zaun werfen. Und sie tun recht daran. — Doktor Wimmer fragte mich sogar kürzlich im Klub einigermaßen ironisch, ob mein Interesse für die Archäologie so stark entwickelt sei, daß ich nur noch in Ruinen wohnen könne.“

„Du hast recht, es sieht schauerhaft hier aus“, mußte ihm sein Bruder Alexander beipflichten. „Aber es ist nicht nur der Garten, auch das Haus mußte renoviert werden, wenn wir nun einmal —“

„Das hat Zeit“, fiel ihm Peter ins Wort. „Freilich, man könnte das alte Gemäuer einmal gründlich abputzen lassen. Aber eigentlich möchte ich das nicht. Das ganze Typische dieses Anwesens ginge dabei verloren; es würde seiner Romantik entkleidet, wollte man diese ehrwürdige Patina, die wie Edelrost über dem Gemäuer lagert, mit pietätloser Hand entfernen. Aber der Garten muß in Ordnung gebracht werden, unbedingt sogar. Wir haben ja endlich einmal Zeit und werden wohl nicht sobald neue Arbeit bekommen.“

„Hoffentlich nicht“, antwortete Alexander und ließ dabei einen Stoßseufzer hören, der aus tiefstem Herzen kam.

Seit einem halben Jahre waren die Brüder Kien kaum einen einzigen Tag richtig zur Ruhe gekommen. Ein Fall hatte den anderen gejagt; die Verbrecherwelt Münchens schien es sich in den Kopf gesetzt zu haben, mit allen Mitteln den Kampf gegen das Gesetz und die Gesellschaftsordnung zu führen. Und die beiden standen immer mitten drin. Zwar hatte Peter Kien schon vor reichlich zwei Jahren offiziell den Abschied vom Polizeidienst genommen; aber er wurde doch immer wieder als Spezialist für besondere Präzedenzfälle hinzugezogen. Und wie es nun einmal ist, meist bekam er sofort die Oberleitung übertragen, wenn die übrigen Sachverständigen sein Urteil gehört und sich überzeugt hatten, daß keiner der anderen Beamten so weit blickte und so meisterhaft zu kombinieren verstand wie eben der ehemalige Detektiv Peter Kien.

„Etwas Gartenarbeit würde mir nach den aufregenden Tagen des Barne-Standals entschieden gut sein“, sagte Alexander jetzt, als sie den breiten Hauptgang ihres Gartens entlang schlenderten. „Man sagt ja, daß nichts den Menschen besser ablenke und mit der Welt in Einklang brächte, als intensive Beschäftigung mit der Erdscholle.“

„Das ist ein treffliches Wort, lieber Alex, und seine Wahrheit steht unbestritten fest. Ich habe sogar sehr großzügige Pläne. Das Ganze soll ein Mustergarten nach englischer Art werden. An die Frontseite des Hauses müssen Rosenbeete kommen, Rasen und Wege werden wir vollkommen neu anlegen, denn das augen-

blickliche Kreuz und Quer der Wege wirkt wie ein scheußliches Spinnennetz. In Anbetracht der rasch vorschreitenden Jahreszeit müssen wir uns allerdings etwas beeilen.“

„Wilhelm wird dadurch in den nächsten Tagen viel Arbeit bekommen“, sagte Alexander, als sie jetzt ihren Rundgang beendet hatten. „Hoffentlich kann er es überhaupt schaffen.“

„Das kann er auf keinen Fall allein“, erwiderte Peter Kien. „Für einen Diener ist das entschieden zu schwere Arbeit. Wir müssen da schon einen tüchtigen Gärtner mit der Sache beauftragen, sonst wird es nichts Ganges. Aber wie du schon vorschlagst, wir beide können etwas mithelfen; die Arbeit in der Luft wird uns gut tun, außerdem —“

Er brach plötzlich mitten in der Rede ab und blickte in der Richtung der Gartenpforte.

Auch Alexander blickte auf.

Ein Auto hatte soeben vor dem Hause gehalten, und ein Herr entstieg jetzt dem Wagen, wie die Brüder un- deutlich durch das dicke Gebüsch wahrnehmen konnten.

„Komm mit ins Haus“, sagte Peter kurz und zog nun Alexander in die Tür.

Sie stiegen in der Diele mit dem Diener zusammen, der gerade, mit dem Staubsauger in der Hand, in das obere Stockwerk wollte.

„Hören Sie, Wilhelm,“ hielt ihn Peter an. „Es wird sogleich klingeln. Wir sind für niemanden zu sprechen — verstehen Sie? In einer Viertelstunde können Sie uns übrigens den Tee servieren.“

„Sehr wohl, Herr Kien!“

In diesem Moment klingelte es, und Wilhelm verfügte sich ans Gartentor.

„Hast du eine Ahnung, wer uns jetzt besuchen könnte?“ fragte Alexander.

„Nein! Vielleicht wieder ein Journalist, der noch einige Details über den Barne-Standal wissen möchte. Möglicherweise ist es auch einer von unseren vielen Bekannten. Gleichviel, ich will heute meine Ruhe haben.“

Die beiden gingen nach ihrem gemeinsamen Arbeitszimmer, nahmen sich die Zeitungen vor, die noch un- gelesen auf dem Schreibtisch lagen und steckten sich Zigaretten an.

Peter Kien war bereits in den Leitartikel vertieft, als es an die Tür klopfte und gleich darauf der Diener ins Zimmer trat.

„Ist der Teetisch schon hergerichtet?“ fragte Peter, ohne von seiner Zeitung aufzublicken.

„Nein, Herr Kien! Kommissar Bäuerle steht draußen. Ich habe bis jetzt mit ihm verhandelt. Er will sich nicht abweisen lassen.“

Peter und Alexander Kien ließen im gleichen Augen- blick ihre Zeitungen fallen.

„Kommissar Bäuerle, sagten Sie?“ Peter Kien's Gesicht wurde wie Esfig. „Er hat bestimmt ein wichtiges Anliegen auf dem Herzen“, fuhr er dann, zu seinem Bruder gewandt, fort, „denn nur aus Langweile und

um eine Tasse Tee mit uns zu trinken, kommt er bestimmt nicht nach Grünwald heraus."

"Und was willst du tun?", lächelte sein Gegenüber. "Ganz bestimmt hat der Kommissar eine Bombensache — das steht fest. Aber ich habe — rund herausgesagt — die Nase gründlich voll und bin auch für die Kriminalpolizei mindestens auf zwei Monate nicht zu sprechen."

Er wandte sich wieder an den Diener. "Warum sagten Sie dem Kommissar nicht gleich, daß wir ausgegangen seien?"

"Ich sagte es, aber Herr Bäuerle behauptet, Sie vorhin im Garten gesehen zu haben, als er vorfuhr."

"Der Luchs hat Augen, das muß man ihm lassen. Zu dumm. Jetzt wird er auf jeden Fall bei uns einzudringen versuchen. Könnten Sie ihm nicht sagen, daß ich soeben verschieden bin?"

Der Diener lächelte leicht. "Ich fürchte, Herr Kien, das würde nichts nützen. Wenn Sie erlauben, daß ich meine Meinung äußern darf, so geht diese dahin, daß der Herr Kommissar mich sofort beiseite drängen und Ihre Leiche untersuchen würde."

"Wichtig." Aus Peter Kiens Zigarette sprühten Funken. "Lassen Sie ihn also eintreten. Es hilft ja alles nichts."

"Bäuerle muß etwas sehr Wichtiges haben, sonst würde er sich nicht hierher wagen. Ich hat ihn erst vorgestern telephonisch, mich in den nächsten Wochen ungeschoren zu lassen. Er gab mir sein Wort darauf. Wenn er trotzdem schon heute kommt — hol's der Teufel, ich bin wahrhaftig neugierig, was schon wieder los ist."

Der Diener hatte sich während der letzten Worte entfernt. Kaum eine Minute später wurde bereits die große, stämmige Gestalt Kommissar Bäuerles in der Türöffnung sichtbar.

"Nanu, Bäuerle, wo brennt es denn schon wieder?" kam ihm Peter Kien entgegen.

Der Kommissar zog ein scheinbar höchst erstauntes Gesicht.

"Brennen?" Klang es gedehnt aus seinem Munde. "Es brennt nirgends. Ich gab Ihnen doch vorgestern mein Wort, Sie in nächster Zeit in Ruhe zu lassen. Glauben Sie etwa, daß ich mein Wort nicht halte? — Ich komme lediglich, um bei Ihnen eine Tasse Tee zu trinken. Die Zeit ist doch wohl richtig?"

"Allerdings! Wilhelm dürfte seine Vorbereitungen in wenigen Minuten beendet haben", entgegnete Alexander Kien.

Man setzte sich. Die beiden Brüder musterten Bäuerle noch immer mißtrauisch. Sie wollten nicht recht glauben, daß sie der vielbeschäftigte Kommissar nur eines Plausderstündchens wegen aufgesucht habe. Zudem wußte man bei Bäuerle nie genau, ob er die Wahrheit sprach oder flunkerte. Sein Beruf hatte ihn verdorben. Seine Rede war meist vieldeutig und rätselhaft.

Als die drei eine Viertelstunde später in dem anliegenden Balkonzimmer den Tee einnahmen, wurde es Peter Kien immer klarer, daß Bäuerle nicht ohne Grund nach Grünwald gekommen war, denn seine Gedanken schweiften fortwährend vom Gesprächsthema ab. Das sicherste Zeichen, daß ihn innerlich etwas stark beschäftigte, das vollkommen abseits von der leichten Nachmittagskonversation lag.

"Wollen Sie nun endlich mit der Sprache heraussprechen, lieber Bäuerle?" nahm ihn Peter Kien schließ- lich ins Gebet, während er dem alten Freund die silberne Zigarettenbox reichte.

Der Kommissar lächelte. "Sie irren wirklich, Herr Kien. Ich bringe keinen neuen Fall. Bestimmt nicht. Hätte mich unter solchen Umständen gar nicht zu Ihnen getraut."

"Ganz ohne Grund sind Sie aber nicht gekommen. Oder können Sie das Gegenteil beschwören?"

Herr Kien, ich sage gern die Unwahrheit. Leidenschaftlich gern sogar, denn Umwege führen ja mitunter am schnellsten zum Ziel. Meineide leiste ich jedoch grundsätzlich nicht."

"Na also, ich wußte es ja gleich. Was haben Sie also?"

"Nur eine Frage — vielleicht brauche ich auch einen Rat."

Es entstand eine kleine Pause. Alexander Kien holte eine Flasche Kognal aus dem Büfett und schenkte die Gläser ein. Endlich sagte Bäuerle:

"Sie kennen doch Frau von Schellhagen — nicht wahr?"

"Lissi von Schellhagen? Selbstverständlich; ich war ja erst vor einem knappen halben Jahre das letzte Mal bei ihr zu Gast. Hat ein entzündendes Besitztum in unmittelbarer Nähe von Jüssen, Waldruh genannt. Mein Jagdgebiet grenzt direkt an das ihre."

"Ausgezeichnet! Da wissen Sie sicher auch sonst in der Gegend etwas Bescheid?"

Und ob! Alexander und ich haben den größten Teil unserer Jugend dort verlebt. Mein Vater besaß unweit von Waldruh ein größeres Landhaus, das ich später verkaufte, um diese alte Ruine hier zu ersetzen. Frau von Schellhagen und wir sind Freunde seit frühester Kinderzeit."

"Dann kennen Sie doch sicher auch den Baron Hartmann?"

"Gewiß — wir waren beide zusammen in Heidelberg. Ein ausgezeichnete Tennisspieler, dieser junge Baron. Übrigens interessiert er sich sehr stark für Lissi von Schellhagen. Man munkelt, er habe schon einmal um ihre Hand angehalten."

"Und einen Korb erhalten?" fragte Bäuerle interessiert.

"Nein, das nicht. Im Gegenteil, Baron Hartmann scheint Frau von Schellhagen keinesfalls gleichgültig zu sein. Aber Mario von Schellhagen, der Gatte Frau Lissis, starb ja erst vor knapp zwei Jahren, und wenn auch diese Ehe alles andere als eine Liebesheirat gewesen war, so konnte Lissi dennoch nicht sofort aus dem Witwenstand in eine neue Ehe springen und hat daher den Baron, zu warten. Aber was ist nun eigentlich mit den beiden los, Bäuerle? Sie machen mich in der Tat neugierig."

"Mit den beiden ist eigentlich gar nichts los. Aber mit dem Vetter von Lissi von Schellhagen."

"Kenne ich nicht, diesen Mann."

"Was ich Ihnen gern glauben will, Herr Kien. Hans Fürst — so heißt er nämlich — ist erst vor einem Vierteljahr nach Deutschland gekommen. Bis dahin lebte er in Amerika."

"Ich entfinne mich, von dieser amerikanischen Verwandtschaft gehört zu haben. Ein Bruder von Lissi von Schellhagens Vater wanderte vor drei oder vier Jahrzehnten nach Amerika aus, da er keine andere Möglichkeit sah, seinen Gläubigern zu entgehen. Es war ein Skandal, der ganz München beschäftigte. Man hörte nie wieder etwas Positives von ihm. Lediglich die Nachricht, er sei drüben zu etwas gekommen und besitze einen Sohn, tauchte vor ungefähr zehn Jahren in der Gegend von Jüssen gerüchtweise auf."

Um diesen und keinen anderen handelt es sich in unserem Falle. Er kam, wie gesagt, vor einem Vierteljahr von Amerika herüber, um seine Kusine zu besuchen. Er erzählte, sein Vater und seine Mutter seien gestorben, er selbst trage sich mit der Absicht, für dauernd in Deutschland zu bleiben, sobald seine Fabriken in Illinois verkauft seien. Soweit ist alles in Ordnung. Nun aber kommt der wunde Punkt. Dieser Hans Fürst gibt sich nämlich allgemein als reicher Mann aus, scheint aber in Wirklichkeit keinen Pfennig zu besitzen, denn er hat in der kurzen Zeit seines hiesigen Aufenthalts seiner Kusine nicht weniger als zwanzigtausend Mark abgeborgt. Außerdem soll der Mann keinen besonders sympathischen Eindruck machen, ziemlich schlechte Manieren besitzen, und vor allem besitzt er auch nicht die geringste Familienähnlichkeit. Besonders letzteres brachte wohl Baron Hartmann auf die Vermutung, daß es sich möglicherweise bei dem jungen Manne gar nicht um den wirklichen Hans Fürst, sondern um einen gerissenen Hochstapler handeln könne." (Fortf. folgt.)



8. Schellhagen
Geschäftsbüro
Siegelschloß
No. 30, 31, 32
In allen
- In allen
auf Bestellung
Zeilenummer
Nr. 134.



Ame

as. Berli
Abteilung.
nung war
Kaiserslager
geiern und
Auswärtigen
Kattgehirnen
im Augenblick
ohne weitere
nicht mit der
tigen, sonde
ganzen als t
bell wird.
Als selbst
der Kan
forderung
streichen u
als Mach

kreischen als Mächte
 Deutschland n.
 Anmittelb
 amerikanische
 isch hervor
 Stellung nim
 zeit — und
 des Schrittes
 für die M
 bei ist un
 Anteil ne
 Am einze
 heurteile
 politisch
 größter Ju
 dem Käng
 heutigen
 famliche
 gibt eine
 Sätze, die
 heilung zu
 die Nation
 fühl der
 der Natio
 Angriß
 Endes das
 Dieser
 deutliche
 fahrt. Aber
 erkennen,
 den Franz
 aus von dem
 imöglich
 Deutsche
 dem auch
 viel höherem
 mit England
 kommen.
 wohnt. Zun
 ihren Mitteln
 so gerührt
 bei Papi
 einen noch
 überholung
 seit 1919
 der Deutsche
 der Schritt
 hoch em Be
 werden sei.

Stimmen der Nächte.

Oft in Nächten, wenn die Stunden wandern,
 Eine lautlos hastend folgt der andern,
 Halt' ich stumm den Atem an, zu lauschen
 Auf ein tiefes, fern verworrenes Rauschen —:

Die ich einst in Licht und Tag gesehen,
 All die Wasser hör' ich wieder gehen.
 Irgendwo in schmalem Fesselschrunde
 Dröhnt der Bergstrom zornig hin am Grunde.
 Irgendwo auf flachem Insellande
 Rauscht die Meerflut ruhelos zu Lande —
 Irgendwo in breiten Stromes Rollen
 Knirscht und klingt das Eis in harten Schollen —

Und ich höre ihre Stimmen gehen,
 Dumpfe Stimmen, die wir nie verstehen,
 Wie sie mit dem Brausen dunkler Wogen
 Schon durch viele Winternächte zogen. —
 Wie sie brausend weiterwandern werden,
 Tag und Nacht und überall auf Erden,
 Wenn ich selbst, ob landend, ob gestrandet,
 Ränkt im großen Strom verbraust, verbrandet!

Lulu v. Strauß und Tornen.

Stille Woche.

Eine Erinnerung von Henn Alberta Hansen.

Die Woche vor Ostern war bei uns eine ganz besondere Zeit. Eine Zeit, auf der ein Schimmer lag wie der dünne Hauch, der über ersten Frühlingstagen liegt und die Dinge leicht umschleiert, morgens, ehe die Sonne aufgeht. Es war etwas Unennbares, Ehrfürchtiges um die stille Woche, das unsere Kinderherzen andächtig erfüllte. Die Tage gingen so still und sacht, als schritten sie auf Sammetsohlen, und sie hatten ganz linde Hände, die alle Dinge streichelten.

Am Tag vor Palmsonntag war unser ganzes Haus blind und blaut, denn in der stillen Woche durfte nicht mehr reingemacht werden, nur die täglichen Arbeiten wurden verrichtet. Am Sonntagabendmittag standen wir sechs vor der Gartenspore und warteten auf Mutter Ranke, „unsere“ Mutter Ranke, die zwischen ein und vier Uhr mit ihrem Vierländer Bauernwagen angerumpelt kam. Wir liefen ihr bis zum Park entgegen und kletterten mit Hurra auf das Gefährt, zwei durften die Bügel nehmen, und die übrigen hingen an Mutter Ranke, drehten an den dicken Silberknöpfen ihres Niebers oder tippeten mal heimlich mit ganz vorsichtigen Fingern an die große Schleife aus Kalhaut, die hinten vom Hut bis auf die Hüften hingab.

Vorn Hause wurden dann all die Körbe unter der Plane hervorgezogen, die großen grauen mit Weidenläschen und Haselzweigen und die hübschen weißen mit Schneeglöckchen, Primeln und Tausendschönchen. Dann gieng mit der blühenden Last ins Haus. Und indem Mania feufzend feststellte, daß die Preise in jedem Jahre höher seien, während Mutter Ranke behauptete, daß sie beinahe nicht die Butter auf dem Brot dabei habe, wanderten aus allen Körben Zweige und Blumen in unsere Vasen und Schalen. Darauf trank Mutter Ranke Kaffee und aß dazu Butterzwiebade mit Gelee, lobte beides und sagte, sie habe auch was zum „Refanschiieren“. Sie holte nun einen Korb mit jungem Spinat und Kapuzinchen, für den grünen Donnerstag, und wir Kinder belamen ein ganz frisches Ei, warm von der Henne, wie sie sagte. Dann fuhrn wir noch ein Stück mit ihr. Sie machte die Runde bei all unsern Freunden und Bekannten, die rings um den Park wohnten. Sie alle kauften Palmsonntagsblumen und erhielten den „Refanschiertorb“, und überall trank Mutter Ranke Kaffee. Sie muß einen Magen ohne Grund gehabt haben.

Am Palmsonntag las der Vater aus der Bibel den Einzug in Jerusalem vor, und wir sangen Paul Gerhards schönes Lied „Wie soll ich dich empfangen“. In Papas Palmnede standen der große Thorwaldsenchristus und das Marmorkreuz ganz in Röhren und Haselzweigen, und alle Zimmer sahen im Blumenschmuck festlich aus. Dann kamen die ersten drei Tage, blauer Montag, schiefer Dienstag, Aischermittwoch, wie sie bei uns in Hamburg heißen, und wir Kinder spielten wie alle Kinder, aber es war doch anders, wir waren stiller und sittsamer; und keinem von uns wäre es eingefallen, in der stillen Woche zu streiten. Nicht, daß es uns anbefohlen oder verboten wurde, es war eben stille Woche. Am Mittwoch brachte der Vater einen ganz neuen blanken Taler mit, den er von der Münze oder der Reichsbank geholt hatte, der wurde, von uns Kindern ehrfürchtig bestaunt, in eine kleine silberne Dose im Silberschrank gelegt; es war der Abendmahlstaler, eine Sitte, die sich in vielen Hamburger Familien fand, zum Abendmahl münzweues Geld zu geben.

Am Gründonnerstag las der Vater uns morgens das Evangelium von der Fußwaschung vor und legte es uns ans Herz, niemals hochmütig zu sein und zu denken, wir könnten für irgend

eine Arbeit zu schaden oder zu vornehm sein. Mittags gab es ein grünes Gericht, Spinat oder Salat mit Eiern. Papa fuhr nicht wieder ins Kontor und die Eltern sahen zur Abendmahlsvorbereitung in Papas Zimmer. Zum Kaffeetrinken erschienen die Eltern im Abendmahlsgewand, die Mutter im schwarzen Seidenkleid, der Vater im Gehrod. Papa las die Geschichte des Abendmahls vor, und gegen fünf Uhr kam Herr Krojante mit dem Kupee, um die Eltern in die Kirche zu fahren. Vorher küßten sie uns, und ich hatte das Gefühl, daß dieser Kuß ein ganz besonderer wäre. Wir saßen dann ganz still im Kinderzimmer und ließen uns von unserer alten Kinderfrau erzählen, wach eine große und tiefe Sache es um das Heilige Abendmahl sei.

Am Karfreitag, beim Verlesen der Leidensgeschichte, haben mein Bruder Hans und ich bittere Tränen geweint, und mich hat ein unbändiger Zorn erfaßt auf das schlimme Tun der Menschen. Uns erschien das Geschehen von Golgatha so gegenwärtig, daß wir den ganzen Tag still und bedrückt waren. Ich glaube, wir hätten es gar nicht verstanden, wenn die Menschen am Karfreitag Menschen wie alle Tage gewesen wären. Nachmittags fuhrn wir zum Kirchhof, und abends durften wir beiden Großen mit in die Karfreitagsmotette gehen. Die Riesentirche, dicht gefüllt mit andächtigen Menschen, die gewaltigen Orgelstänge und der wunderbare Chorgefang, das alles war mir ein tiefes Erlebnis. Ich dachte, hier stände wohl irgendwo der liebe Gott und sähe auf seine Menschen.

Am Sonnabend, dem Ruchenbadensonnabend, wurde gebadet und gebraten; wir waren aus der Küche nicht rauszukriegen, es gab viel zu naschen und zu schleckern. Da wurde das Osterlamm gebracht, und mittags kam wieder Mutter Ranke mit Blumen, Eiern und Äpfeln. Bei uns gabs am ersten Ostermorgen auf nüchternen Magen einen Apfel, der sollte vor Fieber und ansteckenden Krankheiten schützen. Nach Tisch wurde Großmutter's Kiste unter Niesenspannung und Begeisterung ausgepackt, und nach dem Kaffeetrinken kam das Schönste: in Papas Palmnede wurde uns die Geschichte vom Osterhasen erzählt, eine ganz herrliche, wunderbare Geschichte von einem ungeheuer freigebigen Osterhasen und unwahrscheinlich artigen Kindern, zu deren Tugenden die unsern in gar keinem Verhältnis standen. Um die Ostererwartungen nicht zu tief sinken zu lassen, erklärte ich kurz und bündig, das seien eben Geschichtenkinder, lebendige Kinder könnten nicht so artig sein. Dann stürmten wir wieder in die Küche, wo die Eier für den Abendtisch bunt gefärbt wurden, um dann auf einem Riesensalberg, der auf einer mit Salat und Radieschen garnierten Schüssel thronte, wie bunte Blumen zu leuchten.

Der Abendtisch war feierlich gedeckt. Ein großer Osterglodenstrauch mit bunten Seidenbändern, die über den ganzen Tisch liefen, daneben der Salzberg mit den bunten Eiern und der traditionelle Osterkerpudding, ein Weingelee mit eingesehten Flammetleern und einer wunderbaren Schlagahnedekoration. Wir sangen das „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Osterzeit“, dann sprach der Vater den Ostersegen, und darauf wurde fröhlich getafelt.

Nach dem Essen „holten wir den Osterhasen“. Mit langen Weidengerten in der Hand stürmten wir unter Hallo und Hurra durch den Garten und legten für den Osterhasen auf die Bekandtreppe Grünes, Kohl- oder Salatblätter, damit er nach seinem weiten Weg von der Osterwiege im Himmel auch eine Erquickung vorfände. Dann schlofen wir, seliger Erwartung voll, dem Osterfest entgegen, das uns nach den feierlichen Tagen der stillen Woche doppelt fröhlich erschien.

Gewiß, wir waren Kinder, aber wir haben durch das Stille-Woche-Festern in unserm Elternhaus einen tiefen und nachhaltigen Eindruck bekommen von der Heiligkeit und der Bedeutung der Passionszeit, der sich durch unser ganzes Leben erhielt. Wir wuchsen in ein fröhliches und sicheres Christentum hinein und hatten das unerschütterliche Vertrauen, daß der Heiland und der Herrgott uns nie verlassen würden.

Es ist tief bedauerlich, daß die Stille Woche, bis auf Karfreitag, heute an den meisten Menschen eindrucksvoll vorübergeht, wie ja leider unsere christlichen Feste immer mehr äußere Feste wurden. Wir könnten alle in Lärmen und Hasten unserer Zeit eine Stille Woche so gut gebrauchen, wir alle haben sie so nötig, die Woche stiller Einkehr bei uns selbst. Aus dem Leid der Stillen Woche kommt dem rechten und tapferen Herzen die selige, fröhliche Auferstehung der Ostern, der Glaube und das Wissen um den Sieg.

Saragdis meldet sich.

Skizze von Gerd Land.

Das schöne Fräulein Saragdis saß in der Halle bei einer Melange und langweilte sich. Sie war bezaubernd gekleidet, ihr Schmuck ebenso kostbar wie gebiegen, das blonde Haar zu Wellen geordnet. Das schöne Fräulein Saragdis blätterte gedankenlos in Zeitschriften, die ihr ein besessener Page reichte, blickte zuweilen auf und ließ den Blick teilnahmslos über den Doktor Bertoll hingehen, der ihr gegenüber saß.

Dem Arzt gefiel dieser Blick der schönen Unbekannten ganz und gar nicht. Nicht, daß ihn die gleichgültige Art verlegte, mit der dieser Blick ihn streifte, ihn, der Erfolg bei Frauen gewohnt war. Nein, ein berufliches Interesse ließ den Arzt wieder und wieder die Augen des schönen Fräuleins suchen. Die strahlenden, Theaterfeuer sprühenden Augen hatten unnatürlich große, erweiterte Pupillen, wie man sie bei Rauschgiftsüchtigen findet. Bertoll spürte, daß die Langeweile, die Lässigkeit, die Interesslosigkeit des schönen Fräuleins gepiekt waren, daß sich eine nervenpeitschende Unruhe dahinter verbarg.

Aber was ging es ihn an? Es war ja möglich, daß lediglich in die Augen geträufeltes Atropin dies Feuer und diese unnatürlich großen Pupillen erzeugt hatte, daß seine Mutmaßung unsinnig, lächerlich war.

Bertoll, der einen im Hotel abgestiegenen Jugendfreund erwartete, beschloß, sich bei einer passenden Gelegenheit unauffällig nach der Dame zu erkundigen. Bald erschien auch der Freund, ein Großlausmann, der in Südamerika sein Glück gemacht hatte. Man begrüßte sich herzlich, plauderte.

Ein Page ging durch die Halle und rief den Namen einer Dame, die am Telefon verlangt wurde. Es war ein belangloser Name. Bertoll achtete natürlich nicht darauf. Erst, als er bemerkte, daß die schöne Unbekannte aufstand, nachdem der Rundgang des Pagen nahezu beendet war, holte er gleichsam den Namen in seine Gehörnerve zurück. „Frau Schunke!“ hatte der Page gerufen.

Doktor Bertoll entschuldigte sich bei seinem Freund und folgte der Fremden. Er sah, wie sie, sonderbar erregt, den Telefongegenstand der soeben den Hörer in die Hand nahm und bereits zu der Mitteilung ansetzte, Frau Schunke sei leider nicht anwesend, erklärte, daß sie sich melden werde, was gleichbedeutend mit der Angabe war, sie sei jene Frau Schunke. Dann nahm sie den Hörer und schlug die Zellentür vor dem Doktor Bertoll zu.

Der war sich darüber klar, daß die Erregung des merkwürdigen Mädchens außerordentliche Gründe hatte. Es schien ihm die Erregung einer Rauschgiftsüchtigen vor Empfang der geliebten Droge. Und der junge Arzt glaubte nun, einem Verbrechen, einer Rauschgiftschmugglerbande durch eines ihrer Opfer auf die Spur gekommen zu sein. Wahrscheinlich gab es eine Frau Schunke überhaupt nicht, sicher war dieser Name eine Parole, ein Geheimwort, unter dem man Verbindungsleute und Opfer verständigte.

Als das schöne Fräulein Saragdis aus der Telefonzelle kam, trat Bertoll an sie heran und sagte: „Guten Tag, Frau Schunke!“

Die Angeredete, die ihre Zechen bereits bezahlt hatte und bereit war, das Hotel zu verlassen, wurde um einen Schein blässer und wollte vorbeigehen. Und nun fiel dem Arzt eine an Verzweiflung grenzende Traurigkeit im Blick der jungen Dame auf. Sicher war ihr von einem Händler die Dosis verweigert worden...

Aufs Geratewohl erklärte Bertoll der Fassungslosen: „Man will Ihnen kein Rauschgift verkaufen. Man hält sie nicht mehr für zuverlässig!“

Und als sie ihn stehen lassen wollte, fuhr er fort: „Wir gehen zusammen. Sie sind weder Frau Schunke, noch gibt es überhaupt eine solche. Ich werde Ihnen helfen, wenn Sie sich mit anvertrauen.“

Er entschuldigte sich bei seinem Freund und verließ an der Seite des schönen Fräuleins das Hotel. Er führte Saragdis in eine stille Konditorei in einer abseitigen Straße.

Sie sah ihn von der Seite an, musterte ihn, er gefiel ihr. Sie fragte: „Sie sind Kriminalist, nicht wahr?“

„Nein“, antwortete er wahrheitsgemäß, „ich bin Arzt. Bertoll heiße ich, Fritz Bertoll. Und nun würde es mich interessieren, geehrte Dame, auch Ihren Namen zu erfahren. Daß Sie nicht Schunke heißen, ist mir ganz klar.“

„Ich“, sagte das schöne Fräulein Saragdis mit sanfter Stimme, „ich heiße Luise von Zolla.“

Bertoll schwieg. Er fühlte mit dem Instinkt des Arztes, sie würde jetzt sprechen.

„Mein Vater ist lange tot, er hinterließ meiner Mutter und mir, einer einzigen Tochter, ein Vermögen, das uns gestattet, sorglos zu leben. Wir haben auch ein kleines Gut drüben in Ostpreußen.“ Die vermeintliche Luise von Zolla unterdrückte sich. „Das interessiert Sie wohl nicht“, fuhr sie dann fort. „Was Sie interessieren dürfte, Herr Doktor Fritz Bertoll“, sie schaute ihm mit einem verwirrenden Blick tief in die Augen, „ist lediglich meine krankhafte Veranlagung. Ich bin nicht rauschgiftsüchtig, Herr Doktor Fritz Bertoll, da muß ich Sie nun enttäuschen! Aber meine Sucht ist nicht weniger grausam, ist viel zerstörender als Rauschgiftsucht, da nur ich unter Millionen Menschen von ihr befallen bin, da ich keine Leidensgefährten habe.“

Meine Gier, lieber Doktor Fritz, ist die Neugier! Meine Begierde ist die Neugierde!

Schon als Kind wurde ich von der krankhaften Neugier erfaßt, von einer krankhaften, morbiden Erregung, wenn es etwas zu spionieren gab. Heimlich blätterte ich in den Notizbüchern der

Lehrer, öffnete Briefe und fing Devotionalien ab, die an wildfremde Menschen gerichtet waren. Alles, ohne einen Vorbehalt dabei zu haben. Mein Dämon trieb mich dazu, zwang mich mit unwiderstehlicher Gewalt, Buchhändlern ihre letzten Geheimnisse zu entlocken, Menschen bei geheimen Besprechungen, Liebespaare im Park zu belauschen. Der Teufel in mir treibt mich in Kaffeehäuser, in Hotelhallen, in der Hoffnung, eine nicht anwesende Person werde am Fernsprecher verlangt werden, trieb mich auch heute in die Telefonzelle, vor der Sie mich erwarteten. Nein, ich bin nicht Frau Schunke, die von ihrem Ehegatten angerufen wurde mit dem Bemerkten, die Kinder sollten wissen, daß sie eine Mutter haben, und sie solle sich nicht in Hotels und Kaffeehäusern herumtreiben. Ich bin Luise von Zolla. Ich bin nicht glücklich, lieber Doktor!“

Fritz Bertoll schwieg. Ein ganz seltener Fall war da vor ihm erstanden, eine merkwürdige Leidenschaft: Neugier!

„Ich muß jetzt gehen“, erklärte das vermeintliche Fräulein von Zolla nach einem Blick auf die Uhr. „Und wenn ich wieder einmal das Bedürfnis habe, mich auszupressen, werde ich zu Ihnen kommen, Doktor Bertoll. Das darf ich doch?“

Auf der Straße verabschiedeten sie sich. Das Fräulein rief eine Taxe herbei. Fritz Bertoll ging heim. —

Als das schöne Fräulein Saragdis bald darauf vor dem Führer der Rauschgiftschmugglerbande stand, erklärte sie: „Die Parole muß sofort geändert werden. Mit vieler Mühe konnte ich eben einen Arzt loswerden, der Dunte gerochen hat. Ich habe ihm ein kleines Märchen aufgeschwatzt. Übrigens ist das Terrain hier sehr unsicher. Ich werde morgen ins Ausland fahren.“

Das Fräulein Saragdis war äußerst erschöpft.

Sie ging ins Nebenzimmer, feilte eine Ampulle auf, füllte die Spritze, dann stach sie fest in den Schenkel. Bald sah sie strahlend und frisch wieder inmitten der Bande. Ihre Augen mit den übergroßen Pupillen sprühten und leuchteten.

Kairo Stadt-Milane.

Von Dr. Ludwig Grand-Kairo.

Es jubelt und jauchzt aus der hohen Azurkuppel Kairo. „Gulrr, gulrr!“ schrillt es über den alten Vierteln, wo sich das Volksleben noch auf den Straßen und Freizeiplätzen abspielt. Milane flücht, braune Schmarokermilane, die in der Millionenstadt haufen wie in Deutschland die Stare und Störche.

Nicht, daß diese Raubvögel, aus der Familie der Falken, nur im Lichtäther der Nilmetropole hin und wieder schwebten — trotz Autos, Taxiz und Trams errichten sie auch ihre Wohn- und Brutstätten auf den Eucalyptus- und Palmbäumen innerhalb der Alt- und Neustadt.

Auf den Hof der über tausend Schüler zählenden Rhedivia-Schule stoßen Milane von den Moscheentürmen und Lauben, ja, aus heiterem Himmel mit dem Ruf der Pauflenglocke herab, an dort wertvolle Restbroden aufzugreifen. Bei der Fütterung im Zoo schlagen sie mit den Fingern die Fische aus der Luft, sobald sie der Wärter in zu hohen Bogen den Seelöwen zuwirft. Frühmorgens, wenn die Mülleimer auf die Wagen gekippt werden, ergattert sich mancher Braune noch seinen Frühstückshappen. Auf meinem Balkon lauert schon mit Sonnenaufgang ein Milanweibchen. Schmachthafte Hammelknochen, die hier bleichen, verlohnen den Anstand. Wer es will, kann sich die Vögel auch zu Dach- und Zimmergärten erziehen. Nur fällt ihnen der Unterschied zwischen Geschenk und Diebstahl meist sehr schwer. Doch an Singvögeln, auch an Hühnern und Enten, vergreifen sie sich nur in äußerster Not.

Wie andere Milane, etwa die Königsweihen, die Flußläufe nach verendeten Fischen absuchen, helfen die ägyptischen die alten Gassen Kairo von gefährlichem Unrat und Abfällen säubern. Sollten sie das nicht schon, Vogel an Vogelgeschlecht reichend, vor fünf Jahrtausenden getan haben?

Glühheiß brüht die Sonne gegen den lastweisen Moscheengiebel. Ein Milan fühlt sich wohl, aakt sich noch darin. Körper und Kopf halb hochgerichtet legt er die Schwingen seitlich gebreitet, so daß sein marmorisiertes Leibgewand mit dem Dunkel des Mantels gegenspielt.

Dezember bis März, die kühlen Saisonmonate sind auch die Brutzeit der Milane. Zwei bis drei mattgrüne, dunkelgesteckte Eier in schmutzigen Horsten sichern die Erhaltung der Art. Unbekümmert um den lärmenden Straßenverkehr unter ihnen, den der Flugzeuge über ihnen, betreuen die modern eingestellten Vögel ihre schnell wachsende Brut. Schon Anfang April wiegt sich ein neues Geschlecht „Stadt-Milane“ arabisch „Sedajahs“ im blaugoldenen Lichtäther Kairo.